

Der deutsche Lektor in Asien

Ein Beitrag zum Problem der Überbrückung kulturhistorischer Distanz

DIETRICH KRUSCHE

Deutsche Kulturarbeit im Ausland wird im wesentlichen von Vertretern dreier deutscher Institutionen betrieben: den Kulturreferenten der diplomatischen und konsularischen Missionen, den Institutsleitern und Dozenten des Goethe-Instituts und den vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) an ausländische Universitäten vermittelten Lektoren¹. Dabei unterscheiden sich die Lektoren von den anderen Vertretern deutscher Kulturarbeit dadurch, daß sie zu keiner deutschen Institution in einem Dienstverhältnis stehen; der DAAD ist nur Vermittlungsinstanz. Einen Dienstvertrag haben die Lektoren mit der ausländischen Universität, an der sie beschäftigt sind. So ergibt sich die Situation, daß im Fall der Lektoren deutsche Kulturarbeit im Ausland im Rahmen und Auftrag ausländischer Institutionen betrieben wird. Seit 1953/54, seit der DAAD die Betreuung der deutschen Lektoren im Ausland übernommen hat, ist immer wieder versucht worden, den Vermittlungsauftrag des DAAD in einen echten Entsendungsauftrag zu verwandeln. Alle Versuche dazu scheiterten aber an den Konsequenzen der Bestimmung des Grundgesetzes, daß Kulturbelange in der Bundesrepublik Sache der Länder seien; der DAAD würde, wollte er mit den Lektoren einen regelrechten Dienstvertrag abschließen, Funktionen einer Bundesanstalt übernehmen, die es nicht geben darf.

Die gegenwärtige Situation legt den Lektoren besonders drei Möglichkeiten des Verständnisses ihrer Tätigkeit nahe: Sie können ihre Arbeit auffassen als (1) nur im Interesse der ausländischen Universität und somit des betreffenden Auslands geschehend, als (2) besondere Form deutscher Kulturwerbung, im Interesse der Bundesrepublik liegend und kulturpolitische Relevanz besitzend, als (3) Ausübung „reiner Wissenschaft“, geschehend in der Tradition einer bestimmten Schule deutscher Philologie, etwa der ihrer Heimatuniversität. Keine der Konzeptionen läßt sich konsequent verwirklichen. Die Tätigkeit des Lektors steht unter jedem der drei Aspekte, genügt keinem ganz. Die Verquickung verschiedener, oft gegensätzlicher Interessen bestimmt das Arbeitsfeld des Lektors, prägt sein Selbstverständnis und problematisiert die Zielsetzung und Methodik seiner Lehrtätigkeit.

I. Die Rolle des Lektors im Betrieb deutscher Kulturvermittlung ins Ausland

Obgleich die ausländische Universität die einzige Institution ist, die rechtliche Verpflichtungen einget, für den Unterhalt des Lektors zu sorgen, reichen deren Lei-

¹ Lehrer an deutschen Schulen im Ausland vermitteln deutsche Kultur nicht in erster Linie an das Ausland.

stungen oft nicht aus, um dem Lektor, zumal wenn er Familie hat, ein angemessenes Leben zu ermöglichen (zuweilen besteht die Leistung der Universität nur in der Stellung einer Wohnung); das gilt besonders für die Universitäten der Entwicklungsländer Asiens, die, von ihrem eigenen Staat kurz gehalten, auch ihre einheimischen Lehrer nur knapp bezahlen können; andererseits ist aber gerade in diesen Ländern das Leben für Europäer mit besonders hohen Kosten verbunden. Daher ist es üblich geworden, daß der DAAD an die Lektoren, deren Besoldung durch die Gastuniversität als unzureichend anerkannt wird – und das ist praktisch immer der Fall –, ein zum jeweiligen Universitätsgehalt komplementäres und im übrigen nach Alter, Familienstand und vorausgegangener akademischer Laufbahn bemessenes Zusatzgehalt zahlt, das rechtlich als „Unterhaltsbeihilfe“ deklariert ist. Dafür beansprucht der DAAD das Monopol der Lektorenvermittlung. Ein Lektor, der sich ohne Zwischenschaltung des DAAD (mit Sitz der Zentrale und des Lektorenreferats in Bad Godesberg) um eine Lektorenstelle im Ausland bewirbt, läuft Gefahr, nachträglich keine Unterhaltsbeihilfe mehr bewilligt zu bekommen. Offene Lektorenstellen werden über den DAAD ausgeschrieben, und um eine gerechte Auswahl geeigneter Bewerber zu gewährleisten, ist für die nähere Zukunft vorgesehen, daß ein aus Vertretern des DAAD und deutscher Hochschulen zusammengesetzter Prüfungsausschuß die Bewerbungen und die Vergabe der Lektorate überprüft. Auf die Beihilfe hat der Lektor keinen Rechtsanspruch, sie ist stets auf Widerruf gewährt. Mit der Annahme der Beihilfe verpflichtet der Lektor sich, dem DAAD jährlich je einen Rechenschaftsbericht und einen Informationsbericht vorzulegen.

Diese Berichte und ebenso die Anträge und Bewilligungsbescheide der Beihilfen laufen über die zuständige diplomatische oder konsularische Vertretung der Bundesrepublik Deutschland, die dazu Stellung nimmt. Diese Praxis ergibt sich als Konsequenz der Tatsache, daß der DAAD, satzungsmäßig ein privater Verein, zum Teil aus öffentlichen Mitteln finanziert wird: die zuständige Institution des Bundes ist das Außenministerium. Auf die Vertretung der Bundesrepublik ist der Lektor auch angewiesen, wenn es um die Beschaffung von Lehrmitteln geht; Anträge an INTERNATIONES, die Institution, die den Lektor mit Büchern, Zeitschriften, Zeitungen, Tonbändern und zum Lehrbetrieb notwendigen technischen Apparaturen versorgt, bedürfen deren Befürwortung. Aus dieser materiellen Abhängigkeit ergeben sich für den Lektor Verpflichtungen vielerlei Art. Soweit deren Erfüllung seiner Arbeit und Stellung an der Gastuniversität zuträglich ist, entstehen keine Probleme. So ist es üblich, daß der Lektor durchreisende deutsche akademische Lehrer betreut, deren etwaige Auftritte an der Universität organisiert, Nachrichten über deutsche Stipendienangebote weiterleitet, deutsche Ausstellungen und Vorführungen deutscher Filme arrangieren hilft, Informationsmaterial vielerlei Art über Deutschland verteilt usw. Diese Verpflichtungen sind dann besonders weitgehend, wenn keine offizielle Vertretung am Universitätsort ihren Sitz hat, der Lektor, ob er will oder nicht, die Funktion des lokalen Vertreters seines Landes übertragen bekommt. Oft ist es die Gastuniversität selbst, die den Lektor durch die Ansinnen, die sie an ihn stellt (z. B. das der Weiterleitung von Bitten an die diplomatische Vertretung), zur Übernahme dieser Funktion zwingt. Konflikte ergeben sich aber dann, wenn die offizielle Mission dem Lektor gegenüber eine – wie auch immer definierte – Weisungsbefugnis beansprucht. So ist es zuweilen geschehen, daß Lektoren sich etwa in der Frage der Anerkennung bzw. Nichtanerkennung der DDR in einer Weise äußerten, die nicht

der Haltung der gerade amtierenden deutschen Regierung entsprach, und damit bei der offiziellen Vertretung Anstoß erregten. Andererseits sind Lektoren bei ihrer Gastuniversität in Mißkredit geraten, weil sie sich zu Handlungen bereit fanden, die von der offiziellen Mission gewünscht wurden. So hat ein Lektor Mitte der sechziger Jahre an einer japanischen Universität unter Berufung auf das Alleinvertretungsrecht der Bundesrepublik für Deutschland bei seiner Universitätsbehörde gegen eine auf dem Universitätsgelände abgehaltene Ausstellung einer Institution der DDR protestiert und mußte, weil die Universität empfindlich reagierte, bald darauf seinen Posten räumen.

Am ehesten läßt sich die Arbeit des Lektors, jedenfalls insofern als ein wesentlicher Teil der Lektorenarbeit in Sprachunterricht besteht und dieser auch die Hauptarbeit des Goethe-Instituts ausmacht, mit der Tätigkeit der Repräsentanten des Goethe-Instituts vergleichen. Zugleich wird bei einer solchen Gegenüberstellung deutlich, welche Konsequenzen die Verschiedenheiten des Arbeitsrahmens hier und dort haben: Eine Zweigstelle des Goethe-Instituts, wenn sie erst einmal etabliert ist, sorgt auch über die Tätigkeitsdauer des einzelnen Mitarbeiters hinaus für Kontinuität des Arbeitsprogramms und Identität der Arbeitsziele; der Lektor, Außenseiter in einer ausländischen Institution und von seiten des Betriebs deutscher Kulturvermittlung ins Ausland mit keinerlei Status versehen, bleibt immer ein einzelner, dessen Wirkung endet mit seiner Anwesenheit am Ort. Die Implikationen dieses Unterschieds der Arbeitsbedingungen haben die kollegialen Beziehungen zwischen Lektoren und Repräsentanten des Goethe-Instituts oft belastet. Folgendes Beispiel zur Illustration: Vor etwa zehn Jahren begründeten einige einander persönlich verbundene Lektoren in Japan ein „Ferienseminar“ für junge japanische Germanisten; Jahr für Jahr trafen Lektoren und japanische Dozenten und Assistenten an einem entlegenen, landschaftlich reizvollen Ort in einem billigen Hotel zusammen — die Beteiligten waren alle knapp an Mitteln — und diskutierten ein paar Tage lang Fachprobleme. Auch Repräsentanten des Goethe-Instituts Tokyo, die in Personalunion zugleich Lektoren waren, beteiligten sich, und die Organisation des Seminars ging rasch in die Regie des Instituts über, das mit seinem Verwaltungsapparat die Vorplanungen und die Durchführung des Treffens leichter bewältigte als einzelne Lektoren. Das Seminar wuchs von einem Jahr zum andern, die Hotels wurden immer größer und prächtiger, und mit den Aufwendungen des Goethe-Instituts für das Unternehmen wuchs sein Einfluß auf dessen Gestaltung. So war es in den letzten Jahren bereits üblich, daß auf Kosten des Goethe-Instituts ein deutscher Ordinarius der Germanistik nach Japan kam und das Seminar leitete. Auch der japanische Germanistenverband beteiligt sich heute an der Organisation der Tagung; der Großteil der Teilnehmer japanischerseits sind freilich nicht mehr junge diskutierfreudige und lernbegierige Dozenten und Assistenten, sondern gesetzte, sich ihrer Bedeutung sichere Professoren, denen es weniger darum geht, diskutierend fachliches Neuland zu erschließen als monologisierend die Größe der von ihnen besetzten Pfründe der Germanistik zu demonstrieren. Bei der Erörterung der das Seminar entscheidend bestimmenden Fragen, der Wahl des Tagungsthemas, der Einladung des deutschen Ordinarius, der Vergabe der Referate und der Begrenzung der Teilnehmerzahl, kommt es regelmäßig zu Spannungen zwischen Lektoren und Goethe-Institut, die, je nach Takt der Beteiligten, bald in kollegialem Kompromiß, bald in Auseinandersetzungen und Mißstimmung enden. Aber die Klage der Lektoren hört nicht auf, das

Seminar, ihr Seminar, sei ihnen vom Goethe-Institut entwunden worden und nicht mehr das, was es einst war — eine Klage, die so unvermeidlich wie unvermeidlich folgenlos ist: die Leistungsfähigkeit, die in der Kontinuität der Institution liegt, ist der Improvisation einzelner überlegen.

Seit dieses Hauptproblem der Lektorenarbeit erkannt wurde: Indifferenz des Lektorstatus und als Folge davon Mangel an Kontinuität und Verbindlichkeit der Arbeit, haben die Lektoren und der DAAD viel getan, um Abhilfe zu schaffen. Jährlich abgehaltene Lektorentreffen sollen für Erfahrungsaustausch und Schaffung einer gewissen „Lektorentradition“ sorgen; eine Lektorenzeitschrift, das LEKTOREN-FORUM, soll eine breitere und grundsätzlichere Diskussion der Lektorenarbeit in aller Welt ermöglichen; schließlich hat das Lektorenreferat des DAAD „Richtlinien“ erarbeitet, die eine Art Definitionsrahmen für die verschiedenen Aspekte der Beziehungen von DAAD und Lektoren zueinander abgeben sollen. Die Lektoren ihrerseits haben erwogen, wie sie, schon um ihre Interessen dem DAAD gegenüber geschlossener vertreten zu können, einen Lektorenverband, sozusagen eine Lektorengewerkschaft, gründen könnten, und es wurde geplant, diese der Bundesassistentenkonferenz anzuschließen.

Aber all diese Bemühungen konnten nichts Entscheidendes daran ändern, daß der Lektor innerhalb der deutschen Kulturarbeit im Ausland ein „Unwesen“ blieb, ein Hohlraum an Statusdefinition im Mittelpunkt verschiedener Interessen. Diese allgemeine Problematik des Lektors wird besonders deutlich an der Tätigkeit der Lektoren an asiatischen Universitäten, an denen das Fach Deutsch oft in einem nur vage umrissenen Organisationsrahmen gelehrt wird.

II. Die Funktionen des Lektors an der ausländischen Universität

Seit 1953/54 wurden vom DAAD knapp 1000² Lektoren ins Ausland vermittelt (die Zusammenzählung der Jahressummen der bisher draußen tätigen Lektoren ergibt die Zahl 2520); während im ersten Jahr der Vermittlungstätigkeit des DAAD nur neun Lektorate besetzt wurden, sind gegenwärtig 313 Lektoren tätig, davon 70 in Asien. Schwerpunkte der Lektorentätigkeit in Asien sind Indien (14 Lektorate) und Japan (16 Lektorate).

Die von den Lektoren mit den Universitäten geschlossenen Verträge haben eine Laufzeit von gewöhnlich zwei Jahren. Von der Möglichkeit der Verlängerung des Vertrags, die generell im Interesse der Universität liegt und von ihr gewünscht wird, macht ein Lektor selten mehr als einmal Gebrauch; die durchschnittliche Dauer der Tätigkeit eines Lektors an einer ausländischen Universität liegt zwischen zwei und drei Jahren. Während die Universitäten an die Kontinuität der Arbeit in ihren Deutsch-Abteilungen denken, denken die Lektoren an die Schwierigkeiten, die sie bei ihrer beruflichen Wiedereingliederung in Deutschland erwarten und die um so größer sind, je länger der Lektor im Ausland war. Voraussetzung für die Übernahme eines vom DAAD betreuten Lektorats ist ein abgeschlossenes Hochschulstudium. Die meisten Lektoren kommen geradewegs von der Universität oder,

² Alle Zahlen nach Angaben des Lektorenreferats des Deutschen Akademischen Austauschdienstes für Mitte 1970.

nach Ableistung der Referendarzeit, aus dem höheren Schuldienst. Sehr wenige Lektoren haben eine bereits begonnene Laufbahn als Hochschullehrer an einer deutschen Universität unterbrochen, um ins Ausland zu gehen: die Sorge, den Anschluß an den Wissenschaftsbetrieb in Deutschland zu verlieren, ist zu groß. Aber auch die Beurlaubung aus dem Schuldienst bereitet oft Schwierigkeiten. Der Lehrermangel veranlaßt die Kultusministerien, mit Freistellungen zu geizen. Zuweilen ist für einen Assessor die Kündigung des Dienstverhältnisses mit dem Staat die einzige Möglichkeit freizukommen. Selten kann ein Lektor so lange im Ausland bleiben, wie eigentlich notwendig wäre: Fast ein Jahr vergeht, bis er sich auf die besonderen Arbeitsbedingungen seiner Gastuniversität eingestellt hat, und oft ist das zweite und letzte Jahr seines Auslandsaufenthalts schon allzusehr durch die Schwierigkeiten der bevorstehenden Rückkehr geprägt. Nur in Ausnahmefällen ist es möglich, daß ein Lektor seinen Nachfolger noch im Gastland in die Arbeit einführt; auch ein Treffen in Deutschland ist nicht immer zu arrangieren; so bemüht sich der DAAD, jedem neu ausreisenden Lektor wenigstens ein Gespräch mit einigen aus der betreffenden Region (Indien, Japan) zurückgekommenen Lektoren zu ermöglichen, und was die besonderen Arbeitsbedingungen an der jeweiligen Universität angeht, müssen dann die Informationsberichte des Vorgängers genügen.

Die Aufgaben, die den Lektor an einer asiatischen Universität erwarten, sind von beträchtlicher Varianz. Generell läßt sich sagen, daß neben dem Sprachunterricht die allgemeine Information über Deutschland und die exemplarische Einführung in Werke deutscher Literatur an den asiatischen Universitäten eine noch größere Rolle in der Lektorenarbeit spielen als in Europa, wo Deutschlandkunde („German Studies“) und Literaturbetrachtung auch von einheimischen Germanisten entsprechend dargeboten werden können. In Asien ist Deutschland, ganz abgesehen von der größeren räumlichen Entfernung, schwerer zu erreichen, zu begreifen, schon die Abhebung deutscher Kultur von einer allgemein-europäischen bereitet Schwierigkeiten, das Interesse der Studenten an Deutschland ist zugleich grundsätzlicher und unspezifischer. Das Fach Deutsch bedeutet für den, der es wählt, den Einstieg in die abendländische Kultur überhaupt.

Während das Deutsche an den Universitäten Indiens und der umliegenden Länder gewöhnlich auf den zwei Augen eines Lektors steht, tritt der Lektor an den Universitäten Japans in einen fest etablierten und erstaunlich umfangreichen Betrieb einheimischer Germanistik ein. Als Modellfälle sollen daher im folgenden ein indisches und ein japanisches Lektorat dienen.

Der Student einer indischen Universität kann im allgemeinen das Fach Deutsch nicht als Hauptfach zur Erwerbung eines Bachelor of Arts belegen (an der University of Ceylon ist das möglich); er kann es aber möglicherweise als Nebenfach für einen Grad (degree) in Englisch anmelden. Als Pflicht- oder Wahlpflichtfach wird die deutsche Sprache für Studenten gelehrt, die ein Examen in Disziplinen wie Geographie, Volkswirtschaft oder Soziologie, in einer naturwissenschaftlichen oder technischen Disziplin oder in der Rechtswissenschaft ablegen wollen. Für den deutschen Lektor bedeutet dies, daß er als Pflichtunterricht fast ausschließlich Sprachunterricht gibt, daß er aber unter Studenten wie Kollegen im Lehrkörper auf ein so breit gefächertes und intensives Interesse am Deutschen überhaupt trifft, daß die von ihm angebotenen Freiwilligenkurse für deutsche Sprache, deutsche Literatur und womöglich auch – daran ist das Interesse in Indien besonders groß – allgemeine

indoeuropäische Sprachwissenschaft bald den Hauptteil seiner Arbeitskraft beanspruchen. Da er, organisatorisch gewöhnlich dem Department of Modern Languages beigeordnet, außer dem Dekan keinen unmittelbaren Vorgesetzten über sich hat, ist er, was Stoffwahl und Methodik angeht, in seiner Arbeit frei. Da von der Universitätsleitung weder die Art seines Unterrichts, noch die Schwere seiner Prüfungen und somit die Qualität der von ihm ausgestellten Kurszeugnisse eingeschätzt werden können, geschieht die Wertung der Arbeit des Lektors gewöhnlich nach der Zahl der verschiedenen von ihm angebotenen Kurse und nach der Zahl seiner Hörer — somit seiner allgemeinen Beliebtheit unter Studenten wie Kollegen. Dabei können ganz unsachliche Faktoren, etwa die sportlichen oder musischen Fähigkeiten des Lektors, eine Rolle spielen. Zuweilen geschieht es, daß zwischen dem deutschen und dem etwa auch an der Universität lehrenden französischen Lektor ein regelrechter Wettstreit um die größere „Popularität“ entbrennt. Viele Lektoren halten, soweit es ihre Wohnverhältnisse erlauben, „offene Abende“ für Studenten und Kollegen ab. Alle repräsentieren sie, ob sie wollen oder nicht, für die Dauer ihrer Tätigkeit das Bild „des Deutschen“ in ihrem Campus und womöglich der ganzen Universitätsstadt. Dieses Bezogensein des Faches Deutsch auf die Person des einen Lektors (erst seit kurzem beginnt eine Generation einheimischer Assistenten, Dozenten heranzuwachsen) gibt der Tätigkeit in Indien etwas Freibeuterisch-Abenteuerliches, das durch die krausen Lebensbedingungen, denen der Lektor oft ausgesetzt ist, noch unterstrichen wird; und es ergibt sich ganz von selbst, daß sich ein „Typ“ des Indienlektors herausbildet bzw. daß ein bestimmter Lektorentyp von der Arbeit in Indien sich angezogen fühlt. Die Gefahr, die in dieser Offenheit der Lektorensituation liegt, ist freilich, daß die Kulturvermittlung allzu eigenwillig, allzusehr auf die persönlichen Vorlieben des Lektors beschränkt bleibt; das kann dann zur Folge haben, daß der jeweilige Nachfolger, indem er sich als Individuum unvermeidlich von seinem Vorgänger unterscheidet, ganz von neuem damit beginnen muß, der Sache des Deutschen ein „image“ und eine Anhängerschaft zu gewinnen.

Viel geringer ist der Spielraum des Lektors im Betrieb der etablierten japanischen Germanistik, viel sachlicher einschätzbar seine Arbeit. Allerdings ergeben sich die Schwierigkeiten der Lektorentätigkeit in Japan gerade aus der Eingesessenheit des Faches, die sich in zunehmendem Maße als soziale Ortlosigkeit erweist.

Die deutsche Sprache wird an den japanischen Universitäten im Rahmen des *studium generale* (*kyoyobu*) gelehrt, die Beschäftigung mit deutscher Literatur geschieht in einer Deutschabteilung innerhalb der literaturwissenschaftlichen Fakultät (*bungakubu*). Hier kann Deutsch in einem vierjährigen Studiengang als Hauptfach belegt werden; an einigen Universitäten können die Deutschstudien sogar noch darüber hinaus für zwei weitere Jahre bis zur Erwerbung des *Master of Arts* fortgesetzt werden. Die deutschen Lektoren sind in der Regel an beiden Abteilungen beschäftigt. Die im Rahmen des *studium generale* erworbenen Sprachkenntnisse sind für die Studenten später von praktischer Bedeutung: in der Medizin ist Deutsch die Fachsprache in Japan (wie in Deutschland Latein), und die Naturwissenschaftler und Juristen sind vornehmlich auf deutsche Sekundärliteratur verwiesen — heute nimmt allerdings auch in diesen Fachbereichen das Englische immer mehr die Stellung des Deutschen ein. Das Fachstudium der Germanistik führt in Japan heute in die berufliche Leere. Während Deutsch noch vor dem letzten Weltkrieg an den höheren Schulen Japans extensiv (bis zu 17 Wochenstunden) gelehrt wurde, somit

ein großer Bedarf an Deutschlehrern bestand, ist es heute auf dieser Bildungsstufe bereits ganz vom Englischen verdrängt. Absolventen eines Fachstudiums der Germanistik müssen, wenn sie nicht wiederum Hochschullehrer werden können, in Berufe ausweichen, die mit Literaturwissenschaft wenig oder gar nichts zu tun haben: sie werden Dolmetscher, Übersetzer, Auslandskorrespondenten von Industrie- und Handelsfirmen, Verlagslektoren, Journalisten – das im günstigen Fall, sonst: Steward, Handelsvertreter, Verkäufer, Angestellte von Transportfirmen. Für den landfremden Lektor, der sich die späteren Arbeitsbedingungen seiner Schüler nur schwer vorstellen kann, der nicht begreift, aus welchen Motiven und in welcher Absicht sich die vor ihm sitzenden Studenten etwa mit deutscher Klassik, Goethes Divan zum Beispiel, beschäftigen, stellt sich in noch größerer Schärfe als für seinen einheimischen Kollegen das Problem, woraufhin er unterrichten soll: Soll er so interpretieren, daß Goethes Divan später einmal einen Lebenstrost im Leben eines japanischen Handelsvertreters abgeben kann, oder soll er anhand des Divan den Sinn für interpretatorische Methodik schärfen, so daß ein künftiger Literaturkritiker unter seinen Schülern die an Goethe erworbenen Fähigkeiten später einmal auf japanische zeitgenössische Belletristik anwenden kann?

Die heute irrational gewordene Bewertung des Faches Deutsch innerhalb des japanischen Bildungsganges geht auf eine Zeit zurück, als Japan nach Beendigung seiner fast zweieinhalb Jahrhunderte dauernden Abschließung von der Welt (1638–1868) einen großen Teil seines Nachholbedarfs an abendländischer Wissenschaft, staatlichen Organisationsformen und geistesgeschichtlichen Traditionen Europas aus oder über Deutschland bezog. Seit jener Zeit, der sogenannten Meiji-Ära, ist Deutsch als Wissenschaftssprache in den genannten Disziplinen eingeführt. Darüber hinaus gilt Deutschland in Japan immer noch als Land besonderer philosophischer Erkenntnis, künstlerischer Produktivität und disziplinierter Moral: Deutsch ist als Gegenstand der Bildungssuche fixiert.

Seit dem Ende des Weltkriegs ist für die praktische Bedeutung des Deutschen in Japan eine entscheidende Wende eingetreten: Nicht nur, daß der Deutschunterricht auf der höheren Schule abgeschafft wurde, auch in seiner Rolle als Wissenschaftssprache ist Deutsch vom Englischen auf den zweiten Rang verwiesen worden. So liest und spricht sogar die Mehrzahl der jüngeren Mediziner lieber Englisch als Deutsch, ein wichtiges Indiz, da die Medizin bisher immer die Hochburg des Deutschen in Japan war. Trotz all dem spielt das Fach Deutsch an den Universitäten immer noch eine beträchtliche Rolle; an einer mittelgroßen japanischen Universität lehren in kyoyobu und bungakubu zusammen etwa zehn bis zwanzig Deutschlehrer, von denen mindestens fünf ordentliche Professoren sind (der japanische Germanistenverband hat einige tausend Mitglieder); und besonderes hartnäckig werden von den Deutschabteilungen die vom Erziehungsministerium einmal zugestandenen Planstellen für den deutschen Lektor verteidigt: er gibt der Abteilung Prestige, seine Anwesenheit bürgt für die Genuität, Modernität, Aktualität des Bildungsgegenstands Deutsch. Die Gloriolen des Deutschen, die „deutsche Wolke“, wie es im Lektorenjargon heißt, wird von der japanischen Germanistik um der Erhaltung der eigenen Geltung willen hartnäckig verteidigt, obgleich an manchen Universitäten Fachstudenten nur noch so gewonnen werden, daß der Überlauf an Bewerbern um einen Studienplatz im englischen Seminar dem deutschen „zugewiesen“ wird und das Studium der deutschen Literatur sich immer mehr auf die soziale Funktion einer

höheren Töchterbildung reduziert. Da es für den DAAD aus der Ferne schwer feststellbar ist, an welcher Universität ein Lektor noch lohnend arbeiten kann, und der Bitte einer Universität um Vermittlung eines neuen Lektors gewöhnlich entsprochen wird, variiert die Einschätzung der Lektorenarbeit in Japan auch unter den Lektoren selbst beträchtlich: sie reicht von „wertvoller Diasporadienst an der Wissenschaft der Germanistik“ bis zu „Bremserdienst am Leichenwagen eines Vereinsbetriebs“.

III. Die kulturhistorische Distanz

In den Ländern Asiens, deren alte und in Unabhängigkeit von Europa entwickelten Kulturen gegenüber dem Verständnisapparat eines Abendländers eine ausgeprägte Widerständigkeit besitzen, wirkt sich für den Lektor der Mangel an Vorwissen und an Möglichkeiten, sich in die Gesellschafts- und Bildungstraditionen des Gastlandes zu vertiefen, besonders stark aus. Da die Vermittlung durch den DAAD oft sehr rasch vor sich geht, da oft erst kurz vor der Ausreise feststeht, in welches Land und an welche Universität der Lektor geschickt wird, waren eingehende Kenntnisse von den Bedingungen der künftigen Arbeit bisher kaum zu erwerben. Dazu kommt, daß der Lektor in der Regel bis unmittelbar vor seiner Ausreise seinen Dienst in Deutschland zu versehen hat und gerade in den Monaten vor Beginn der neuen Tätigkeit mit den Vorbereitungen des Umzugs ins Ausland vollauf beschäftigt ist. Eine Freistellung des Lektors von seiner Arbeit in Deutschland (etwa der Lehrtätigkeit im höheren Schuldienst) schon einige Zeit vor seiner Ausreise war bisher nicht möglich. So geschieht es immer wieder, daß Lektoren nach Japan ausreisen, ohne auch nur die Anfänge der japanischen Sprache erlernt zu haben, ein Mangel, der sich in einem Ausländern gegenüber so „sprachlosen“ Land wie Japan auf die Arbeit des Lektors äußerst nachteilig auswirken kann.

Da der Betreuung der Lektoren durch den DAAD rechtlich Grenzen gesteckt sind, da die Möglichkeiten des Erwerbs eindringender Vorkenntnisse über die den Lektor erwartende Arbeit fehlen, da das Lektorenreferat an chronischer personeller Unterbesetzung leidet, ist die Fixierung von so etwas wie einem Lektorenprogramm erst in letzter Zeit ins Auge gefaßt worden: die Funktion der Lektorate an den einzelnen Universitäten soll schärfer definiert und stärker spezialisiert werden; aber weder ist die Frage des Vermittlungsinteresses bei der kulturvermittelnden Tätigkeit des Lektors hinreichend geklärt worden, noch ist die Problematik des Transports von Kultur über große Distanzen in ihrer Grundsätzlichkeit angegangen worden. Aus dieser Sachlage ergibt sich die Gefahr, daß die Tätigkeit des einzelnen Lektors Züge des Amateurhaften, des Dilletantischen bekommt oder, allzu subjektiv begriffen, den Charakter einer Privatbefriedigung annimmt. Denn auch die Universitätsleitungen vermeiden es gewöhnlich, dem Lektor klare Arbeitsziele zu stecken, entweder weil sie selbst keine klaren Vorstellungen von der Funktion des Faches Deutsch im Bildungsganzen des betreffenden Landes haben oder weil sie sich scheuen (das trifft besonders für manche Universitäten in den Entwicklungsländern Asiens zu), einer Lehrkraft aus Europa, die man womöglich nicht einmal angemessen bezahlen kann und die zusätzlich von ihrem Heimatland besoldet werden muß, Vorschriften zu machen. Es spricht für die Eigeninitiative der Lektoren, ihre Improvisationsfähigkeit und ihre Risikofreudigkeit im Aufstellen und Durchsetzen eigener Arbeitsprogramme, daß die

von ihnen geleistete Arbeit fast überall im Ausland für sinnvoll, ja für fruchtbar gehalten wird. Zweifellos hat zu den Erfolgen der Arbeit der Lektoren beigetragen, daß ihr Verhältnis zum DAAD gewöhnlich gut war, daß es dem Lektorenreferat gelang, aus der Not mangelnder Struktur der Vermittlungstätigkeit die Tugend eines unbürokratischen, anpassungsfähigen und auf den jeweiligen Einzelfall eingehenden Operierens zu machen.

Die Probleme der Vermittlung von sprachbezogener Kultur über große kulturhistorische Distanzen hinweg sind so vielfältig wie schwer zu fixieren. Einige – vereinfachende – Beispiele mögen der Andeutung des Problemrahmens dienen.

Den Lektoren, die in Japan versuchen, Deutsch als lebendige, das heißt europäisch-amerikanischem Sprachverständnis nach: als gesprochene Sprache zu lehren, bieten sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten; kaum ein Student schafft es, ja die meisten scheinen es nicht einmal anzustreben, ein phonetisch auch nur einigermaßen korrektes Deutsch von den Lippen zu lassen. Man gewinnt den Eindruck, die Studenten sprächen lieber eindeutig falsches, nach japanischem Silbenschema verzerrtes Deutsch, als sich auf die Intonation von ihnen Fremdem einzulassen; es scheint, als scheue man sich in Japan, sich Fremdes nahekomen zu lassen bis in die eigene Kehle. Es bedarf eines Rückblicks auf die Bildungsgeschichte Japans, um das Phänomen der Sprechscheu im Medium der Fremdsprache befriedigend zu klären: Als das Inselreich sich im letzten Jahrhundert der Welt öffnete, begann man, um den naturwissenschaftlich-technischen Rückstand auf die Länder Europas und Nordamerikas möglichst rasch wettzumachen, Fremdkultur in riesigen Mengen zu importieren; aber die Auseinandersetzung damit geschah nicht so sehr um des jeweiligen Fremden selbst willen, sondern im Hinblick auf die Möglichkeiten seiner Adaption und Verwendung in Japan. Das führte zu einer Tradition des Lehrens und Lernens von Fremdsprachen, die das Geschriebene, das heißt: das Zu-Lesende in den Mittelpunkt stellte; die aktive, womöglich auch phonetisch entsprechende Beherrschung der Fremdsprache wurde in insulärer Egozentrik als billige Kunst beiseitegeschoben, sie galt als Anbiederung mit Ausländischem, eines profunden Japaners nicht würdig; das „Verstehen“ der gelesenen „Inhalte“ war das angestrebte Ziel. Auch heute noch sind die Aussichten eines Japaners, jemals in seinem Leben nach Deutschland zu kommen, relativ gering; daher fällt es schwer, zugleich mit den deutschen Sprachkenntnissen ein für Japan neues Sprachverständnis zu vermitteln, eines, das die Fremdsprache als etwas Eigenwertiges, Selbständiges anerkennt, dessen Erlernung, auf Begegnung mit Nicht-Einheimischen zielend, ein Stück nationale Selbstentäußerung verlangt.

Andererseits kann das Fach Deutsch plötzlich eine Bedeutung erlangen, die sich aus der Bildungstradition des betreffenden Landes gar nicht erklären läßt, sondern ihren Grund in aktuellen politischen Tendenzen hat – deren Genese freilich wiederum tief in der Geschichte des Landes begründet sein kann. So wurde in Ceylon anfang der sechziger Jahre das Deutsche erstaunlich populär. Erst bei näherem Hinsehen ergab sich, warum: Unter der Regierung der Frau Bandaranaike erreichte die Bestrebung, die Sprache und Kultur der ehemaligen Kolonialmacht England durch Rückgriffe auf das einheimische Sinhalesisch und dessen Tradition zu ersetzen, ihren ersten Höhepunkt; da man zugleich realisierte, daß ein moderner Staat und innerhalb dessen der Universitätsbetrieb nicht auf die Verbindung zu Europa verzichten könne, sah man sich nach der Kultur um, die das Englische wenn schon nicht ab-

lösen, so doch in seiner Monopolstellung als Fremdkultur in Ceylon einschränken könne, und entdeckte die Möglichkeit des Deutschen. Wie sich sehr bald herausstellte, wirkte die Zurückdrängung des Englischen im Universitätsbetrieb sich auf das Niveau der wissenschaftlichen Arbeit so verheerend aus, daß auch das Fach Deutsch darunter litt; aber der politische Zweck, das nationale Selbstbewußtsein durch Rückbesinnung auf eigene Tradition zu fördern, wurde erreicht, da Englisch fortan neben Deutsch (und Französisch) nur eine unter anderen im Lande gelehrten Fremdsprachen, die englische Kultur – ceylonischer Projektion nach – nur noch eine unter anderen europäischen Nationalkulturen war und nicht mehr die einzige für Ceylon relevante, unvermeidliche, von den Kolonialherren dazu gemacht. So wurde in diesen Jahren der Tatsache, daß Deutschland nur wenige Kolonien und diese nur kurze Zeit besessen habe, große Beachtung geschenkt, und der Beschäftigung mit dem Deutschen als europäischer Alternativkultur zu der des ehemaligen Kolonialherrn kam die Qualität einer „Möglichkeit zur Freiheit“ zu.

Abgesehen von solchen Bedingungen der Kulturvermittlung, die sich aus der aktuellen politischen Situation des betreffenden Auslandes oder dessen jüngerer Vergangenheit ergeben, unterliegt die Vermittlung von Kulturinhalten über große historische Distanzen einer – oft unterschätzten, oft übersehenen – wissenschaftstheoretischen Problematik, mit der es der Lektor als Vermittler sehr spezifischer kultureller Inhalte, Sprache und Literatur bezogen auf das Bewußtseinsniveau der Universität, unmittelbarer zu tun hat als alle anderen Kulturvermittler. Die geschichtliche Realität, aus der heraus eine Sprache und eine Literatur gewachsen sind, lassen sich im Ausland nicht ohne weiteres veranschaulichen, und der Begriffsrahmen, auf den ein Sprachwerk bezogen ist, läßt sich, abgelöst von der Anschaulichkeit der dazugehörigen geschichtlichen Objektivationen, nur unter beträchtlichem Verlust an Eindeutigkeit über große kulturgeschichtliche Distanzen bewegen; eigene Sprach- und Literaturtraditionen des betreffenden Auslands setzen andere Verständnislagen, andere Rezeptionsinteressen³.

Zwei Beispiele sollen die Schwierigkeiten verdeutlichen.

Während einer Seminarübung, die ich an der University of Ceylon abhielt, ging es um das Goethe-Gedicht „Auf dem See“. Die Diskussion entzündete sich gleich an den ersten Verszeilen: Goethes Naturbegriff und dessen geistesgeschichtliche Tradition kamen zur Sprache. Die Reaktionen der Studenten wurden, je deutlicher der Naturbegriff Goethes wurde, um so verständnisloser dem Gedicht gegenüber. Es bedurfte einer ganzen Zeit der kritischen Reflexion der beiderseitigen Vorausbedingungen des Verstehens dieses Gedichts, um das hermeneutische Dilemma zu klären: Die einheimische philosophische und literarische Tradition sowie die Individualerfahrung jedes einzelnen Studenten legten einen ganz anderen Naturbegriff als evident und selbstverständlich nahe, als es der Goethesche ist; in einem Tropenland mit jahrtausendealter buddhistischer (hinnayana) Tradition ist „Natur“ keine Erlösungsmacht, kein Kraftquell des Guten und Schönen, sondern – wesensloser Schein, Anlaß zu Verführung, Täuschung, Ablenkung von dem Wege der Befreiung des Ich, geeignet, die Auflösung des individuierten Schicksals in das reine Nichtsein zu verhindern. Das Gedicht ließ sich im buddhistischen Tropenland nur

³ Vgl. J. Habermas, Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1968, bes. S. 204 ff.

vermitteln unter der Reflexion der Inkommensurabilität zweier unter verschiedenen Bedingungen menschlicher Kulturentfaltung zustandegekommener Naturbegriffe; das kulturgeschichtliche Infinitesimal, das hier wie dort die Ausprägung des Begriffs bewirkt hatte, blieb unüberschaubar.

Auf ähnliche Vermittlungsprobleme stößt man, wenn man etwa mit japanischen Studenten die Brecht-Stücke der zwanziger und frühen dreißiger Jahre liest und dabei unweigerlich auf die Spannung zwischen dem Individuum und der menschlichen Gemeinschaft (Gesellschaft) zu sprechen kommt: die menschlichen Konfliktsituationen, die in diesen Stücken geschildert werden, sind in ihren dramatischen Implikationen für japanische Studenten nicht unmittelbar nachvollziehbar, nicht „direkt“ (d. h. in der abstrakt-sublimierten Form eines Kunstwerks, das Kenntnis und Erfahrung einer Problemgeschichte voraussetzt) verstehbar. Das Verhältnis des Individuums zur menschlichen Gemeinschaft, in der es lebt (Familie und Wohngemeinschaft, Arbeitsgemeinschaft des Berufs und Nation als Ganzes), hat in der japanischen Sozialgeschichte eine Ausprägung erfahren, die kein mit europäischen Phänomenen vergleichbares Bewußtsein eines Antagonismus, einer Polarität hat entstehen lassen. Will man etwa Brechts „Badener Lehrstück vom Einverständnis“ oder „Die Maßnahme“ in Japan anschaulich interpretieren, muß man vorher eine hinreichende Masse geschichtlicher Objektivationen des Verhältnisses Individuum—Gemeinschaft europäischer Tradition voraussetzen und sich als Europäer seinerseits auf sozialgeschichtliche Details japanischer Vergangenheit einlassen — das schon, um die Versuchung zu irreführenden Vergleichen zu vermeiden. Nur nach einer derartigen Grundlegung der Begriffe, die man interpretierend benutzen will, läßt sich ein hermeneutischer Kommunikationsrahmen schaffen, dessen Begriffe relative, das heißt auf den Bereich der Interpretationsarbeit bezogene Eindeutigkeit besitzen. Geschichtliche Distanz ist durch kein noch so geschickt gewähltes tertium comparationis aus dem Begriffsarsenal einer sich als systematisch verstehenden „absoluten“ Wissenschaft zu überbrücken.

Es liegt auf der Hand, daß eine Literatur, deren Thematik sich als eine nur „geistige“ darbietet, auch noch in großer kulturgeschichtlicher Entfernung von der Zeit und dem Ort ihres Entstehens den Anschein des Unmittelbar-Verstehbaren erweckt: die größere Abstraktion der Begriffe bietet bessere Möglichkeiten für die Konstatierung von Identitäten hüben und drüben, bessere Beweise für die Behauptung eines Zeit und Raum konkreter Geschichtlichkeit transzendierenden „Allgemeinmenschlichen“ — freiere Entfaltungsräume für Mißverständnisse. So läßt sich die verblüffende Erfahrung machen, daß japanische Studenten die wahrhaftig schwer lesbaren Tagebuchnotizen Hugo von Hofmannsthals von seiner Griechenlandreise besser, „leichter“ zu verstehen glauben als sprachlich-begrifflich ganz einfache, aber mit aktueller Zeitgeschichtlichkeit angereicherte Texte etwa von Brecht¹ und es ist nur in Konsequenz solcher Unterlaufung geschichtlicher Fremde, wenn japanische Germanisten gestehen: Die konkreten Texte geben uns am wenigsten.

Aus dieser Problemlage erklärt sich auch die besondere Beliebtheit der Literatur des deutschen Idealismus (bis hin zu Hesse) in Japan und hermeneutischer Ansätze wie des Gundolf'schen, dessen Begriff der Kunst als menschlichen „Urerlebnisses“ den archimedischen Punkt für Vergleiche von Menschlichem aller Zeiten und Orte abgibt.

IV. Der Lektor als Fremder

Der unbestimmte Status des Lektors, das Fehlen eines eindeutigen Interesses, unter dem der Vorgang der Kulturvermittlung in der Lektorenarbeit geschieht, und die Unsicherheit der Methode der Vermittlungstätigkeit verweisen den Lektor auf ein Verständnis seiner Funktion in dem jeweiligen Gastland, die sich trotz der mißlichen Bedingungen wahrnehmen läßt: Der Lektor kann das, was er — besonders in einem asiatischen Land, an einer asiatischen Universität — ohnehin ist, bewußt sein und unter Ausnutzung aller produktiven Möglichkeiten, die darin liegen: ein Fremder. Das heißt, er kann durch seine persönliche Gegenwart die zu überbrückende kulturhistorische Distanz zwischen dem europäischen Deutschland und dem Gastland anschaulich, die dialektische Spannung zwischen Fremden und Eigenem fruchtbar machen. Wie sehr ein Land, eine Universität darin, heutzutage des Elements des Nicht-Eigenen, des Infragestellend-Andersartigen bedarf, um zeitgenössisch am Unternehmen Menschheit beteiligt zu sein, läßt sich wiederum an dem von Europa extrem weit entfernten Japan exemplifizieren.

Japan mag das Land in der Welt sein, das mehr als alle anderen an ausländischer Kultur aufgenommen hat; trotzdem ist im Inneren Japans das Fremde rar. Die Verarbeitung des Fremden zu Eigenem geschieht so prompt, daß die Fremdheit die Ankunft in Japan gleichsam nicht überlebt: ein Wunderland der Einverleibung. So hat Japan in den letzten hundert Jahren die gesamte abendländische Naturwissenschaft und Technik übernommen und in ihrem instrumentalen Bereich mit einer Konsequenz angewandt, daß es zur dritten Industriemacht der Welt geworden ist; was aber den Bereich menschlicher Interaktion angeht, hat es das von Europa Übernommene in subtilster Weise japanisiert: der Industriestaat Japan läßt sich in seinem Aspekt des zwischenmenschlichen Funktionierens in Kooperation durchaus nicht ohne weiteres mit einem europäisch-amerikanischen vergleichen. Die spezifisch japanische Geprägtheit der Gesellschaft, die unvergleichlich-japanische Ritualisierung des Mitmenschlichen wird in den Geisteswissenschaften deutlich, wo Fremdes nur insoweit angenommen wird, als es zur Bestätigung des Japanischen dient oder dieses wenigstens nicht in Frage stellt.

Unglaublich im präzisen Sinn des Wortes ist es zum Beispiel für einen japanischen Studenten, der Deutsch im ersten Jahr lernt, daß eine Sprache bei jedem Satz, auch wenn die Erwähnung einer bestimmten Person, die Zahl der Person(en), ihr Geschlecht, eine differenzierte Angabe über Zeit, Modus, Genus des Verbuns zur Erstellung eines Verständnisses des Satzes gar nicht nötig ist, all das bietet — daß eine Sprache derart verschwenderisch und — für japanische Verhältnisse — aufdringlich auf sprachlogischer Präzision besteht; und daß andererseits, verglichen mit dem Japanischen, so undifferenziert gesprochen wird: daß „ich“ immer gleich „ich“ ist und nicht geschieden wird in „ich als Mann“ und „ich als Frau“, daß „sein“ immer nur „sein“ ist und nicht die Möglichkeit hat, „höflich seiend“ zu sein und „weniger höflich“. Unvorstellbar für einen Japaner, daß Sprache so sachlich daherkommt, statt sich mehr um den mitmenschlich-gesellschaftlichen Aspekt zu kümmern, so genau auf einen Sprechinhalt zu zielen, statt die Bedingungen, unter denen gesprochen wird, zu beachten. Dieses „Unverständnis“ hat zur Folge, daß japanische Studenten (und oft auch arrivierte Germanisten) bestimmte Sprachelemente, die in der japanischen Sprache nicht enthalten sind, z. B. Artikel und einige Tempusbil-

dungen, nur sporadisch oder gar nicht gebrauchen, wobei weniger geistige Trägheit im Spiel ist als das Bestreben, sich nicht aus seiner japanischen Sprachbalance bringen zu lassen, seine Erfahrung als eines Sprachehabenden nicht mit unabsehbaren Folgen zu erweitern, sich sprachlich nicht zu entjapanisieren.

Japanische Fremdsprachenlehrbücher bieten gewöhnlich sehr rasch, oft schon auf der dritten Seite, literarische Texte und möglichst nicht solche, die als Übungstexte zum Nachsprechen geeignet sind, sondern sprachlich hochkarätige Texte, dabei möglichst Literatur besagten „allgemeinmenschlichen“ Inhalts, gedanklich abstrakt oder lyrisch universell. Die „Bedeutung“ von derlei Texten erschließt man sich so ungefähr, wie dies mit Hilfe von Lexikon und den Hauptregeln der Grammatik geht: irgendetwas „Verstandenes“ hat man dann immerhin in der Hand. So wird nicht nur Sprachfremdheit, sondern erst recht Literaturfremdheit unterlaufen. Außerjapanisches wird gar nicht erst wahrgenommen, Japan bleibt wieder einmal die einzige Alternative seiner selbst.

So kann die Aufgabe des Lektors gerade darin bestehen, die Sprache und Literatur, die nahezubringen er gekommen ist, erst einmal in den Abstand zu rücken, die Fremde aufrechtzuerhalten, deren Anschauung erst die Besonderheit des Eigenen wie des Anderen erfahren läßt, eine kritische Reflexion der beiderseitigen Ausformungen von Menschheitsgeschichte möglich und diese zeitgenössisch aufeinander beziehbar macht. Der Lektor könnte, unter den besonderen Bedingungen der Arbeit, die eine Universität bietet, konkrete Fremde vermitteln.